

Sachdokumentation:

Signatur: DS 3873

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/3873



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 13. 3. 2022

Inhalt

Die Lösung aller Probleme: Eine gute Volksschule	1
10.3.2022, Marianne Wüthrich	1
Munter vorwärts auf dem schulpolitischen Irrweg	4
Zürcher Bote, 25.2.2022, Timotheus Bruderer, Gemeinderat SVP, Wetzikon	4
Das Pädagogische lebt vom Dialektischen	6
Journal 21, 26. Februar 2022, Carl Bossard	6
Kantonsrat fordert Lösungen zum Lehrpersonenmangel	8
ZLV-Aktuell, 8.3.2022	8
Höhere Pensen als einziger Ausweg?	8
Tages-Anzeiger, 8.3.2022, Zürich, Liliane Minor	8
Nicht nur die Leistung entscheidet	10
NZZ, 8.3.2022, Zürich und Region, Giorgio Scherrer	10
«Nicht nur die Leistung entscheidet»	13
NZZ, 9.3.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief	13
Die Gymiprüfung und die magische 15-Prozent-Marke	13
NZZ, 7.3.2022, Zürich und Region, Robin Schwarzenbach	13
Gute Sek-A-Klassen wären wünschenswert	16
NZZ, 28.2.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief	16
Dem Sturm trotzen	17
Zeit-Fragen, 8.3.2022, von Dr. Eliane Perret, Psychologin und Heilpädagogin	17

Die Lösung aller Probleme: Eine gute Volksschule

10.3.2022, Marianne Wüthrich

Zwei Schwerpunkte ergeben sich aus der vorliegenden Textsammlung: Der akute Lehrermangel und der alle Jahre wiederkehrende aufgeregte Disput um die Gymiprüfung. Da wird mit Zahlen jongliert und mit Studien hantiert, die tieferen Ursachen jedoch bleiben aussen vor. Deshalb fehlen meistens praktikable Lösungsvorschläge. Zum «Auftanken» publizieren wir zwei Leserbriefe sowie zwei Leckerbissen aus den Federn von Carl Bossard und Eliane Perret.

«Munter vorwärts auf dem schulpolitischen Irrweg»

Eine unbefriedigende Erfahrung macht derzeit unser Vereinspräsident der «Starken Volksschule Zürich», Timotheus Bruderer, der im Wetziker Gemeinderat mit seiner Fraktion und mit viel Unterstützung aus allen politischen Ecken einen Bericht des Stadtrates über die Ursachen der vielen Probleme an den Schulen eingefordert hat. In seinem Artikel gibt er uns einen guten Einblick, was alles ansteht, kritisiert die fehlenden Lösungsvorschläge des Stadtrates («Munter vorwärts auf dem schulpolitischen Irrweg») und spricht selbst einige mögliche Lösungsansätze an.



Wir wünschen Timotheus viel Erfolg bei den bevorstehenden Wahlen und freuen uns für ihn und für die Wetziker Volksschule, wenn er als Schulpräsident gewählt wird!

Lehrermangel und Top Ten Stressoren

Die Wetziker Lehrerumfrage (siehe Grafik) bestätigt die bekannten Ursachen des Lehrermangels. An der Spitze der Berufsverleider steht der (ebenfalls längst bekannte) übermässige administrative Aufwand, der den Pädagogen viel zu wenig Zeit und Raum lässt für ihre eigentliche Aufgabe, den ihnen anvertrauten jungen Menschen das Rüstzeug fürs Leben mitzugeben. Das mit dem Lehrplan 21 verbundene Konzept des selbstorganisierten Lernens (SOL) führt zu einer Verzettelung des Geschehens im Schulzimmer, so dass die Lehrerin unablässig mit organisatorischen Aktivitäten und mit dem «Coachen» der einzelnen Schüler beschäftigt ist, statt dass sie ihre Klasse unterrichten kann. Mit dieser unbefriedigenden beruflichen Situation hängt auch das «Gefühl, nie fertig zu sein» zusammen.

Die meisten übrigen genannten «Stressoren» sind direkte Folgen der unsinnigen Theorie, es sei diskriminierend, wenn nicht alle Kinder – ungeachtet ihres Entwicklungsstandes – im selben Raum beschult würden. Daraus resultieren zu grosse, heterogene Klassen mit vielen «schwierigen» Schülern und integrierten Sonderschülern. Seit Jahren fordern erfahrene Lehrer deshalb zum Wohl aller Beteiligten die Wiedereinführung von Kleinklassen oder wie in Wetzikon von Sek C-Klassen.

Aus dieser Überforderungssituation, nicht nur der Wetziker Lehrkräfte, folgt logischerweise, dass viele Lehrer ihre Pensen reduzieren, so dass es in der ohnehin angespannten Lage (706 offene Stellen im Kanton) noch mehr Lehrer brauchen würde. Deshalb fordert der Zürcher Kantonsrat vom Regierungsrat «Antworten zum Lehrpersonenmangel und zum (überfrachteten) Berufsauftrag» (ZLV aktuell). Die Bildungsdirektion geht in ihrer Antwort an den Kantonsrat am 7. März völlig über die tieferliegenden Ursachen unserer Schulmisere hinweg und liefert wenig Erhellendes: Wenn jede Lehrerin ihr Pensum um eine Lektion pro Woche aufstocken würde, könnte der Kanton 1000 Stellen einsparen!! («Höhere Pensen als einziger Ausweg?»). Schade, dass die Fasnacht vorbei ist – das gäbe einen tollen Narrenspruch!

Dauerbrenner Gymnasium: Je besser die Volksschule, desto grösser die Chancengleichheit

Vom Zürichberg gehen mehr Kinder ins Gymnasium als von Schwamendingen, von der Goldküste mehr als vom Tösstal, ist in der NZZ zu lesen («Nicht nur die Leistung entscheidet»). Nichts Neues unter der Sonne! Wieder einmal regnet es Zahlen und Grafiken, und es wird beklagt, dass im Kanton Zürich nach wie vor nur etwa 15 Prozent der Sechstklässler die Gymi-Prüfung bestehen. («Die Gymiprüfung und die magische 15-Prozent-Marke»)

Auf einen positiven Grund dieser tiefen Quote wird inmitten der Statistiken immerhin hingewiesen: «Den Hype ums Gymi gibt es nicht überall. Gerade in ländlichen Gebieten wollen viele Eltern lieber eine gute Lehre für ihr Kind.» Recht haben sie – nicht umsonst hat die Schweiz eine hervorragende duale Berufsbildung, um die sie vielerorts beneidet wird.

Vor lauter Zahlenbeigen gehen in den Zeitungsartikeln zwei massgebende Punkte vergessen, die von zwei Leserbriefschreibern aufgegriffen werden (zum Glück gibt's aufmerksame Leser!). Kurz und klar erinnert Andreas Gilgen an die negativen Auswirkungen des Lehrplan 21: Das damit verbundene selbstorganisierte Lernen (SOL) sei eine «masslose Überforderung», deswegen schafften viele Kinder die Gymi-Prüfung nur mit Nachhilfeunterricht. Hans-Peter Köhli macht darauf aufmerksam, dass es neben dem gymnasialen Weg auch eine gute Oberstufe der Volksschule braucht: «Gute Sek-A-Klassen wären die beste Waffe gegen die überbordende und oft teure externe Vorbereitung, welche sich viele



Familien nicht leisten können.»

Den familiären Hintergrund eines Kindes kann die Schule nicht ändern, aber sie hat allen Kindern eine gute Bildung zu ermöglichen und damit für mehr Chancengleichheit zu sorgen. Dies ist seit dem 19. Jahrhundert die Aufgabe der Volksschule – wir lassen nicht davon ab, sie einzufordern!

Besinnung auf die Grundwerte der Pädagogik

Zur Verankerung in den unruhigen und oft oberflächlichen Wogen der heutigen Schulwelt können wir unseren Lesern die Darlegungen der erfahrenen Pädagogen Carl Bossard und Eliane Perret empfehlen.

Carl Bossard lässt uns an seinen klugen Überlegungen zum Dialektischen, zum Gegensätzlichen teilhaben, das zu einem erfolgreichen Unterricht gehört. So bedingen sich Freiheit und sichere Strukturen gegenseitig, damit die Kinder beim Lernen vorankommen. (Dies ins Stammbuch der Erfinder von Lernlandschaften und selbstorganisiertem Lernen...) Gerade in den heute oft heterogenen Schulklassen genüge Empathie des Lehrers nicht, sondern er müsse «auf zwei Beinen stehen»: Das zweite Standbein ist das «Gegenhalten, Intervenieren, Konfrontieren». (Stimmt, denkt die Leserin, als Lehrerin muss man immer «am Ball» sein, auch einmal bereit, ungewöhnliche und unvorhersehbare Wege zu beschreiten.) Wer sich in Carl Bossards Darlegung hineinbegibt, wird sich wieder einmal bewusst, wie spannend und anspruchsvoll der Lehrerberuf ist.

Den stärkenden Abschluss unseres Newsletters überlassen wir der Psychologin und Heilpädagogin Eliane Perret. Wie können wir Erwachsenen dazu beitragen, dass unsere Jugendlichen die innere Kraft entwickeln, um auch in schwierigen Situationen «dem Sturm zu trotzen»? Dazu gehört die Aufgabe der Schule, die Kinder «zu selbständig denkenden mündigen Staatsbürgern heran(zu)bilden». Die Autorin ruft die Bildungsverantwortlichen dazu auf, untaugliche Schulreformen zu korrigieren. (Ja, überlegt die Leserin, Eigenverantwortung und Gemeinschaftssinn lernt ein Kind nicht in isolierten Lernnischen und mit ständig wechselnden Lehrerinnen, welche die Schüler «coachen»). In diesem Sinne schreibt Eliane Perret: «Die Schulklasse muss ein wichtiges Modell des Zusammenlebens sein, wo ein Kind erleben kann, wie man sich in gemeinsamer Arbeit und mit der nötigen Sorgfalt Wissen aneignet und gegensätzliche Standpunkte im Dialog und gegenseitigem Respekt diskutiert, sich in das Anliegen des Gegenübers einfühlend.»

Nun wünschen wir Ihnen viele spannende Momente bei der Lektüre.

Marianne Wüthrich



Munter vorwärts auf dem schulpolitischen Irrweg

Zürcher Bote, 25.2.2022, Timotheus Bruderer, Gemeinderat SVP, Wetzikon

TEMPO-TASCHENTÜCHER STATT PROBLEMLÖSUNG

Aufgrund der Probleme an den Wetziker Schulen verlangte die SVP via Postulat einen Bericht vom Stadtrat. Ende Januar wurde er im Parlament behandelt. Doch statt sich mit möglichen Lösungen zu befassen, empfand die Parlamentsmehrheit fast nur noch Mitleid für die Schulpflege. Die eigentliche Absicht des Berichts rückte so in den Hintergrund. Nicht einmal auf die sogenannten «Top-Stressoren» wurde vertieft eingegangen. Doch genau sie sind es, die zu den Problemen an unseren Schulen führen und diese immer mehr verstärken.

Die Wetziker Schulen haben Probleme. Ein bereits «Alter Kaffee», der aber leider immer wieder von Neuem aufgewärmt werden muss. Letztes Jahr verlangte die SVP über deren Ursachen mittels eines Postulats einen Bericht. Das Vorhaben wurde vom Parlament einstimmig unterstützt, was beweist, dass der Finger auf den wunden Punkt gelegt wurde.

Gesellschaftswandel

Unter dem Stichwort «Gesellschaftswandel » fasste der Bericht mit Individualisierung, Medialisierung aller Lebensbereiche und Familienstrukturen die Ursachen der heutigen Schulsituation passend zusammen.

Mit der Aussage, dass diese Entwicklungen von der Schule «aufgefangen» werden sollen, lässt sich ableiten, dass dieser Wandel im Hinblick auf den Schulauftrag nicht positiv ist. Der Bericht ging aber auf die explizite Forderung des Postulats nicht ein, darzulegen, inwiefern er [der Stadtrat] die Problematik inkl. Lösungsansätze an die entsprechenden fachlichen und politischen Stellen zu adressieren gedenkt. Wenn eine Behörde nicht auf Fehlentwicklungen hinweist, wer dann?

Integration um jeden Preis

Durch eine für den Bericht extra durchgeführte Lehrerumfrage kristallisierten sich sogenannte «Stressoren» heraus (siehe Grafik), die den Schulbetrieb erschweren. Hinsichtlich der Integration zeigte die Schulpflege im Bericht keine Anstalten, sich auf altbewährte Klassenstrukturen zurückzubesinnen, obwohl die Heterogenität der Klassen als dritthäufigster Stressor angegeben wurde. In einer parallel durchgeführten «Evaluation Schulmodell Sekundarschule» gaben 80% der Lehrpersonen und fast 50% der Eltern an, sie seien mit dem aktuellen Schulmodell, in welchem die Sek-C-Stufe fehlt, unzufrieden. Wo bleibt die Ehrlichkeit, zuzugeben, wenn etwas nicht funktioniert?

Verhalten schwieriger Schüler

Mit ihrer Behauptung, Erziehung sei der Grundauftrag der Schule, scheint es sich die Schulpflege zur Erziehungsfrage allzu einfach zu machen. Gerade Art. 2 des Volksschulgesetzes, auf den im Bericht referenziert wurde, spricht klar von einer ergänzenden Funktion der Schule bei der Erziehung – in Zusammenarbeit mit den Eltern. Eine Ergänzung setzt erzieherische Grundlagen voraus. Wie diese konkret von den Eltern eingefordert werden oder ob es wenigstens versucht wird, blieb unbeantwortet. Als zweithäufigster Stressor der Lehrerschaft kann dieses Thema nicht einfach unter den Teppich gekehrt werden. Kein Wunder, bleibt die Bildungsqualität auf der Strecke, wenn die Schule immer mehr Erziehungsaufgaben übernimmt und sich so nicht mehr auf ihren eigentlichen Auftrag konzentrieren kann.

Den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen

Dass die Schulpflege die Schuld für den am häufigsten genannten Stressor



«Administrative Aufgaben» primär dem Faktor Corona zuschob, ist etwas gar plump. Einen direkten Zusammenhang mit den zahlreichen schulbegleitenden Massnahmen (genau sind es 27) zu sehen, die im Bericht aufgeführt wurden, wäre durchaus logischer und plausibler.

Frühförderung, das neue Allheilmittel

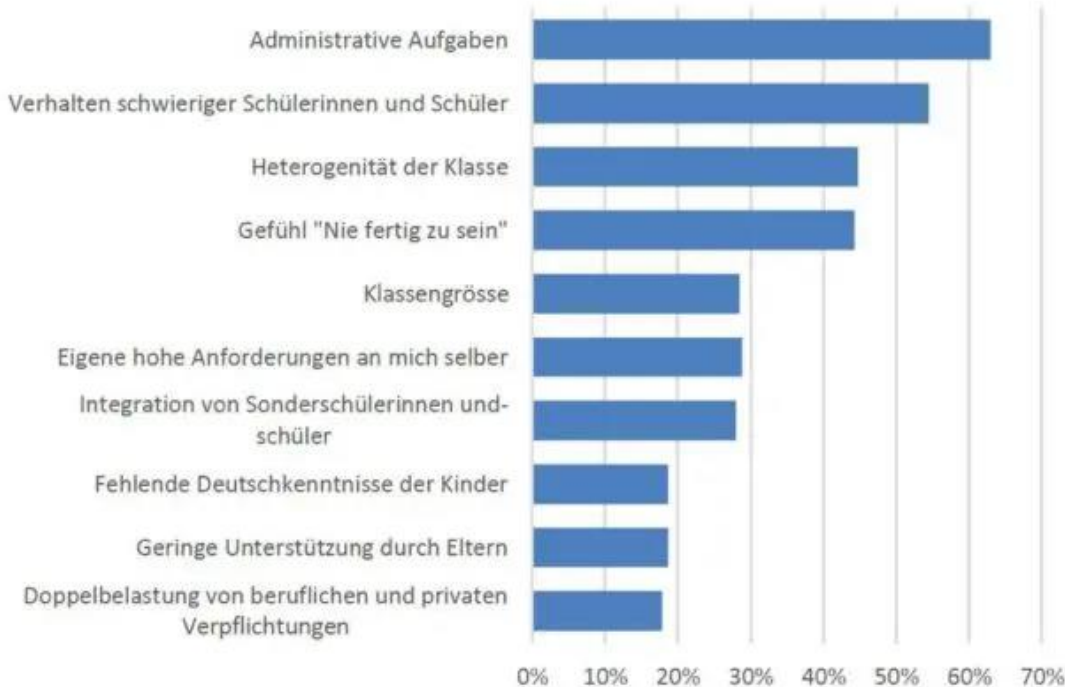
Abgerundet wurde der Bericht mit noch mehr Projekten, mit denen zukünftig Kinder besser auf die Schule vorbereitet werden sollen. Mit dem Fokus auf Frühförderung verfolgt die Schulpflege einen grundlegend falschen Ansatz. Sie wird so selbst mitschuldig an den Problemen, die sie später zu bewältigen versucht. Statt frühkindliche Angebote zu schaffen, sollte die Schule alles daransetzen, die Eltern darin zu unterstützen, dass sie mehr Zeit mit ihren Kleinkindern verbringen können. Warum nicht auch mal Druck auf Politik und Behörden ausüben, damit entsprechende Rahmenbedingungen geschaffen werden? Damit schliesst sich auch der Kreis zum Gesellschaftswandel.

Augen, die nicht sehen, und Ohren, die nicht hören (wollen)

Wofür soll ein Bericht gut sein, der auf die Ursachen von Problemen hinweist, die man nicht sehen und nicht hören will? Das Parlament hat den Bericht abgeschrieben und das Geschäft ist erledigt. Erneut bleiben die Lehrpersonen und Eltern mit ihren Kindern auf der Strecke.

Abzuwarten bleibt, ob das Verhalten der Parteien die Erwartungen der Wetziker Bevölkerung und insbesondere der Eltern an den Exekutivwahlen am 27. März widerspiegelt.

Stressoren - Top Ten



Die Grafik zeigt die zehn am häufigsten genannten Belastungsgründe für Lehrpersonen. Anstatt sich seriös damit auseinanderzusetzen, werden diese teils selbst verursachten Probleme mit zusätzlichem Personal und etlichen Projekten zugedeckelt. Und der Steuerzahler darf die «Pflasterlipolitik» grosszügig berappen.



Das Pädagogische lebt vom Dialektischen

Journal 21, 26. Februar 2022, Carl Bossard

Pädagogische Lehrpläne lieben das Eindeutige. Der Schulalltag dagegen ist komplex; der Unterricht bewegt sich in einem vielfältigen Spannungsfeld. Das geht gerne vergessen. Ein Erinnerungsversuch.

«Kann man denn auch nicht lachend sehr ernsthaft sein?», heisst es in Gotthold Ephraim Lessings «Minna von Barnhelm». ¹ Lachend ernsthaft sein – eine wunderbarbare dialektische Grundhaltung. Gegensätzliches verbinden, vordergründig Widersprüchliches vereinen – und daraus Synergien gewinnen. Dieses Prinzip sei das Geheimnis guter Lehrerinnen und wirksamer Pädagogen, sagt die berühmte Rutter-Studie «15 000 Stunden. Schule und ihre Wirkung auf Kinder». ² Solche Lehrpersonen würden fachliche Strenge mit mitmenschlichem Einfühlungsvermögen verbinden und seien darum so erfolgreich. Sie geben dem anspruchsvollen Unterricht eine heitere Note. Lachend ernsthaft sein, das kann viel bewirken.

Freiheit und Ordnung zugleich

Die Schule kennt manche solcher Gegensatzpaare. Auf den ersten Blick erscheinen sie wie Feuer und Wasser. Berühmt ist Immanuel Kants vielzitierte Frage: «Wie kultiviere ich die Freiheit bei dem Zwange?» ³ Die beiden Begriffe widersprechen sich – je nach Perspektive, aus der man argumentiert. Sie stehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander, und so bedingen sie sich. Jede Freiheit bedarf einer gewissen Sicherheit, eines Rahmens, innerhalb dessen sie sich bewegen kann. Und jede Sicherheit schafft auch Freiheit, weil sie einen Rahmen stellt, innerhalb dessen man wieder frei sein kann. Gute Lehrerinnen und Lehrer geben den Kindern darum Sicherheiten, ohne ihnen die Freiheit zu nehmen. Und sie geben ihnen so viel Freiheit, dass sie nicht im Unsicheren mäandrieren. «Ohne Ordnung», sagt Albert Einstein, «kann nichts bestehen, ohne Chaos aber – oder eben ohne Freiheit – kann nichts entstehen.»

Anders formuliert: Kinder und Jugendliche sollen zur Autonomie geführt werden, doch sie brauchen dazu auch Strukturen, die sie stützen, ein stabiles Gelände, das ihnen Halt und Sicherheit vermittelt. Es ist die vital präsente Lehrperson, es ist ein anregendes und führendes Gegenüber. „Pädagoge“ entspringt ja dem griechischen paid-agogein, „Kinder führen“. Führen, nicht nur betreuen und begleiten.

Einseitigkeiten im pädagogischen Alltag

Darum erstaunt es, wenn Schulgemeinden auf Einseitigkeiten setzen und das Dialektische des pädagogischen Berufs verkennen. So fragt eine Luzerner Stadtgemeinde bei der Suche nach einer neuen Lehrperson explizit: Siehst du dich «als Coach und Lernbegleiter*in und nicht als Wissensvermittler*in»? Wie wenn es im Schulzimmer nicht beides bräuchte und beides zu den Gelingensfaktoren guten Lernens gehörte?

Solches Polaritätsdenken vergisst, dass Schule keine Entweder-oder-Institution ist, sondern vom Sowohl-als-Auch lebt. Kinder empfangen vermutlich die stärksten Impulse von Lehrerinnen, die einfühlsam begleiten und gleichzeitig systematisch Wissen und Können aufbauen, also Inhalte vermitteln. Solche Lehrer verbinden zielgerichtete Konsequenz mit einer humanistischen Grundverpflichtung.

¹ Gotthold Ephraim Lessing (1969), *Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück*. Zürich, Schulthess & Co., S. 74.

² Michael Rutter et al. (1980), *15'000 Stunden. Schule und ihre Wirkung auf Kinder*. Weinheim/Basel: Beltz Verlag.

³ Immanuel Kant (1977), *Über Pädagogik (1803)*, in: Ders.: *Werkausgabe*, Bd. 12. Hrsgg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. A 32.



Dorthin kommen, wo die Vorbilder schon sind!

Ein anderes Beispiel: Die Schule solle Kinder und Jugendliche dort abholen, wo sie stehen. Das unterschreiben alle, und als didaktisches Prinzip ist es auch richtig. Doch als alleiniger Fokus formuliert, scheint es zu wenig; es fehlt die komplementäre Perspektive.

Dieses Dialektische findet sich bei manchen Schriftstellern, wenn sie von ihren Lehrerinnen und Lehrern erzählen. So schwärmt Thomas Hürlimann von seinem Physiklehrer an der Stiftsschule Einsiedeln, Pater Kassian: «Er war mitreissend. [...] Er war ein exzellenter Lehrer, weil er uns mit seiner Leidenschaft ansteckte.» Solche Pädagogen holen die Jugendlichen nicht dort ab, wo sie als junge Menschen stehen. Aber sie wecken in ihnen vielleicht den Wunsch, dorthin zu kommen, wo sie als Lehrer und Vorgesetzte schon sind! Viele haben solchen Lehrpersonen und Vorbilder erlebt.

Das Klassenkollektiv als komplexes Sozialgebilde

Wer in den Unterricht zoomt und in das pädagogische Parterre hineinhorcht, erkennt eines sehr schnell: Der schulische Alltag ist höchst anspruchsvoll. Nicht nur für die Kinder und Jugendlichen, auch für die Lehrperson. In der Regel hat sie es – im Gegensatz zum Arzt oder Psychotherapeuten – nicht mit einem individuellen Gegenüber zu tun, sondern mit einem Kollektiv. Schulklassen sind ein äusserst komplexes Sozialgebilde und in ihrer Dynamik vielfach nur schwer vorhersehbar.

Die heutige Heterogenität eines Klassenverbandes macht die Aufgabe noch anspruchsvoller. Zu vieles entzieht sich der direkten Steuerung, zu vielschichtig ist das soziale Gefüge eines Klassenverbandes, zu sehr unterscheidet sich das pädagogische Geschehen von einem industriellen Output-Verfahren, als dass es ethischen Ansprüchen und moralischen Dilemmasituationen ausweichen könnte. Die alltägliche Dialektik!

Der Schulalltag ist geprägt vom Dialektischen

Wer unterrichtet, muss darum auf zwei Beinen stehen, meistens auf zwei gegensätzlichen: Erziehung und Unterricht lassen sich beispielsweise nicht auf Empathie allein reduzieren. Zur guten Lehrperson gehören das Gegenhalten, Intervenieren, Konfrontieren. Lernen erfolgt auch am Widerstand: das zweite Standbein.

Doch propagiert wird meist nur eines: «Lehrer müssen empathisch sein!», heisst es. Sicher! Die Realität aber verlangt mehr; der Alltag erfordert das Dialektische: Empathie und Widerstand; verstehen und nicht mit allem einverstanden sein. Achtsam sein und gleichzeitig Konzentration und Disziplin verlangen, das Kollektiv im Auge behalten und jeden Einzelnen im Blick haben. Die Lehrerin arbeitet im widersprüchlichen Feld von Freiheit und Ordnung; das Wirken des Lehrers bewegt sich zwischen Sozialisation und Individuation, zwischen kultureller Integration und Vermitteln von Lerninhalten sowie Einüben von Können – und natürlich zwischen den Momenten des Gelingens und des Scheiterns.

Spannkraft und Energie fürs Mögliche finden

Dieses Dialektische lässt sich nicht auflösen. Lehrpersonen müssen es aushalten, reflexiv handhaben und daraus die pädagogische Spannkraft und Energie fürs Mögliche und Alltägliche gewinnen. Das ist nicht immer leicht, der Idealfall nie Realität, aber er bleibt als Aufgabe. Darum wohl hätten Lehrerinnen und Lehrer den «schönsten, schwierigsten und schwersten Beruf der Welt», schreibt Thomas Hürlimann in seinem heiter-klugen Essay «Die pädagogische Provinz».⁴ Sie müssen in ihrer anspruchsvollen Aufgabe Gegensätzliches verbinden. Eben: Lachend ernsthaft sein.

⁴ «Die pädagogische Provinz», in: Thomas Hürlimann (2008), *Der Sprung in den Papierkorb. Geschichten, Gedanken und Notizen am Rand*. Zürich: Amann Verlag, S. 109f.



Kantonsrat fordert Lösungen zum Lehrpersonenmangel

ZLV-Aktuell, 8.3.2022

An seiner Sitzung von gestern Montag, 07. März 2022, hat der Zürcher Kantonsrat Antworten von Bildungsdirektorin Silvia Steiner zum Lehrpersonenmangel und zum Berufsauftrag für Lehrpersonen gefordert. Die Probleme bei der Stellenbesetzung werden von Jahr zu Jahr grösser und die Schulqualität leidet. Auf dem Stellenportal des Zürcher Volksschulamtes sind aktuell 706 offene Stellen ausgeschrieben – so viele wie noch nie.

Dass die Schwierigkeiten bei der Personalsuche mit der zu hohen Arbeitsbelastung und den vielen unbezahlten Überstunden zusammenhängt, belegen mehrere Arbeitszeituntersuchungen der letzten Jahre. Als Reaktion auf diese Überbelastung reduzieren viele Lehrpersonen ihr Arbeitspensum, was die prekäre Situation bei der Stellenbesetzung zusätzlich verschärft. Abhilfe schaffen, könnten deutliche Verbesserungen beim Berufsauftrag für Lehrpersonen. Der ZLV fordert, dass der Lektionenfaktor auf 62 Stunden pro Jahreslektion erhöht und das Zeitkontingent für die Funktion als Klassenlehrperson auf 250 Stunden pro Jahr angehoben wird.

Die Bildungsdirektorin kündigte an, den seit langem erwarteten Bericht zum Berufsauftrag Ende Monat endlich vorzulegen und Massnahmen vorzuschlagen. Der ZLV wird diese Entwicklung eng begleiten und seine Verbesserungsvorschläge und Forderungen beharrlich einbringen, damit sich der Mangel an Lehrpersonen und die Situation für die Schulen, Kinder und Eltern bald wieder entspannt.

Höhere Pensen als einziger Ausweg?

Tages-Anzeiger, 8.3.2022, Zürich, Liliane Minor

Volksschule • Jahr für Jahr fehlen in den Zürcher Klassenzimmern mehr Lehrerinnen und Lehrer. Bildungsdirektorin Silvia Steiner habe keine brauchbare Antwort darauf, beklagt der Kantonsrat.

Im Kindergarten: Die Lage bleibt angespannt. In der Primarschule: Der Mangel verschärft sich. In der Sekundarschule: Erste Engpässe zeichnen sich ab. Kurz: Für Schulleiterinnen und Schulleiter im Kanton Zürich wird die Lage ungemütlich. «Es ist jedes Jahr ein riesiges Puzzle, alle Stellen zu besetzen», sagt Karin Fehr Thoma, Kantonsrätin (Grüne) aus Uster.

Fehr Thoma wollte deshalb vom Regierungsrat wissen, was gegen den Lehrermangel zu tun sei. Sie reichte einen detaillierten Fragenkatalog ein, in dem sie sich unter anderem nach Prognosen für die kommenden Jahre erkundigte und nach möglichen Massnahmen.

Mit einer Lektion mehr würden 1000 Stellen gespart

Die Antwort des Regierungsrats hat gestern im Kantonsrat für Unmut gesorgt.

Einerseits, weil die Bildungsdirektion «wegen der grossen Anzahl kaum berechenbarer Einflussfaktoren» keine wirklichen Prognosen machen kann oder will. Klar scheint nur eines: Die Pädagogische Hochschule Zürich bildet weniger Lehrpersonen aus, als in Zukunft gebraucht werden. Dasselbe gilt für die Heilpädagoginnen und Heilpädagogen.

Andererseits, weil der Regierungsrat hauptsächlich einen Hebel sieht, um dem Mangel zu begegnen: eine Erhöhung der Pensen. Im Schnitt arbeiten Lehrerinnen und Lehrer im Kanton Zürich knapp 70 Prozent - würden alle ihr Pensum um 4 Prozent oder rund eine Lektion pro Woche aufstocken, «würde der Bedarf um rund 1000 Lehrpersonen sinken», wie der Regierungsrat vorrechnet.



Christoph Ziegler (GLP, Elgg) meinte dazu zynisch: Der Regierungsrat anerkenne also, dass die Situation immer schwieriger werde. «Aber alles, was ihm einfällt, ist eine Erhöhung der Pensen. Massnahmen? Fehlanzeige.» Monika Wicki (SP, Zürich) warf dem Regierungsrat vor, er schiebe die Verantwortung einfach an andere Akteure ab, wenn er schreibe, es brauche nun eine Anstrengung von «Politik, Verwaltung, Ausbildungsinstitutionen, Verbänden, Gemeinden, Schulbehörden und der Schulleitenden und Lehrpersonen».

Eine Formulierung, die auch Barbara Franzen (FDP, Niederweningen) irritierte: «Dass es eine solche Anstrengung braucht, versteht sich von selbst. Wir hätten aber gern erfahren, worin diese besteht.»

Dabei ist für die Kantonsrätinnen und Kantonsräte relativ klar, wo der Schuh drückt: beim Berufsauftrag. Dieser legt fest, wie viele Stunden Lehrpersonen neben dem eigentlichen Unterricht noch für die Schule arbeiten müssen, etwa für Elterngespräche, Klassenlager, Projekt-tage, Bestellung von Lehrmitteln und so weiter.

In Zürcher Schulen arbeitet man mehr als in Aargauer

Und da zeigt sich: Zürcher Lehrkräfte sind zwar im Vergleich zu anderen Kantonen gut bezahlt, aber sie müssen auch deutlich mehr leisten - im Vergleich zu Aargauer Lehrkräften zum Beispiel 140 Stunden mehr Zusatzarbeit für die Schule pro Jahr.

«Faktisch leisten die Zürcher Lehrpersonen gratis Überstunden», sagte Christoph Ziegler, selbst Seklehrer von Beruf, auf Anfrage, denn die Zeit für die Vor- und Nachbereitung sei viel zu knapp kalkuliert. Auch für Monika Wicki liegt die Lösung des Problems auf der Hand: «Schluss mit den Sparübungen. Es braucht eine Anpassung des Berufsauftrags an den tatsächlichen Alltag.»

Barbara Franzen gab zu bedenken, dass niemand zu einem höheren Pensum gezwungen werden könne. Hinzu komme, dass die meisten Lehrpersonen gar nicht für alle Fächer ausgebildet seien: «Es ist auch organisatorisch nicht einfach, die Pensen zu erhöhen.»

Ein wenig Lob gab es für Bildungsdirektorin Silvia Steiner dann doch noch. Vergangene Woche gab sie bekannt, dass Kindergartenlehrpersonen künftig bei gleichem Pensum gleich viel verdienen wie ihre Kolleginnen und Kollegen in der Primarschule. Das werde immerhin für ein wenig Entspannung sorgen, sagten mehrere Parlamentsmitglieder.

Im Kindergarten soll es nun besser werden

Anders sieht es einzig die SVP. Matthias Hauser (Hüntwangen) ist sicher, dass sich der Personalmangel im Kindergarten noch verschärft, wenn künftig eine Matur Voraussetzung für die Ausbildung ist: «Klüger wäre es, den Unterschied zur Primarschule endlich zu leben und eine Ausbildung ohne Maturität zu ermöglichen.»

Bildungsdirektorin Silvia Steiner nahm die Kritik zur Kenntnis und betonte erneut, eine Erhöhung der Pensen sei die wirkungsvollste Massnahme. Man prüfe aber auch weitere Massnahmen - welche, sagte sie nicht. Und sie kündigte an, bis Ende März den überarbeiteten Berufsauftrag vorzulegen.

Direkte Auswirkungen hat die gestern geführte Debatte nicht. Aber implizit kam der Auftrag klar durch: Die Bildungsdirektion muss nachbessern.



Nicht nur die Leistung entscheidet

NZZ, 8.3.2022, Zürich und Region, Giorgio Scherrer

Der Wohnort und das Portemonnaie der Eltern bestimmen mit darüber, wer es durch die Gymiprüfung schafft

Sie haben geschafft, was am Dienstag wieder Tausende von Zürcher Sechstklässlerinnen versuchen: Die Maturanden des Realgymnasiums Rämibühl haben vor sechs Jahren die Gymiprüfung bestanden. 17 von ihnen – alle um die 18 Jahre alt – sitzen in einem Schulzimmer und sprechen über den Tag, der ihnen den Weg bis zur Matur ermöglicht hat. Und an den sie mit gemischten Gefühlen zurückdenken.

Ilayda aus Dübendorf sagt: «Vor sechs Jahren fand ich das alles ganz normal. Jetzt denke ich: Das war schon mega der Stress. Alles hängt an dem einen Tag. Ich habe damals bestanden, aber meine Schwester nicht. Das war mega schlimm für sie.» Die anderen nicken zustimmend. «Wenn man es nicht schafft, bricht für viele eine Welt zusammen», sagt Natalie. «An diesem Tag entscheidet sich das Leben: Diese Wahrnehmung finde ich total problematisch», sagt Tim.

Was die Maturandinnen und Maturanden ebenfalls beschäftigt: wie gross die Unterschiede zwischen ihren Heimatgemeinden in puncto Gymi-Übertritt waren. «Je nachdem, wo man wohnt, gehen sehr viele oder sehr wenige ins Gymnasium», sagt Flurina. Bei manchen hier ging über die Hälfte der Primarschulklasse ans Gymi – andere sind die Einzigen, die es durch die Prüfung schafften. Die Frage ist: Warum?

Was die Maturanden des Realgymnasiums beobachten, bestätigen auch Daten der kantonalen Bildungsdirektion. Was die Übertrittsquote von der Primarschule ins Gymnasium angeht, sind die Unterschiede zwischen den Zürcher Gemeinden riesig. In Bachs an der Grenze zum Aargau gingen 2020 beispielsweise 50 Prozent der Kinder ans Gymnasium. In Wila im Tösstal waren es 0 Prozent – also gar keine. Das sind allerdings beides kleine Gemeinden mit wenigen Schulklassen, in denen die Übertrittsquote von Jahr zu Jahr stark schwanken kann.

Goldküste contra Agglo

Aussagekräftiger sind deshalb die Unterschiede zwischen grösseren Gemeinden. Schlieren und Küsnacht zum Beispiel – zwei Vorstadtgemeinden von Zürich mit deutlich über 10 000 Einwohnern. In der einen gehen 5,7 Prozent ins Gymnasium, in der anderen 30,7 Prozent – also gut das Sechsfache. Schlieren und Küsnacht sind Teil eines grösseren Phänomens, wie eine Analyse der NZZ zeigt: Während in der nördlichen Agglomeration von Zürich durchs Band wenige Primarschülerinnen und -schüler ins Gymnasium wechseln, sind es am rechten Zürichseeufer überdurchschnittlich viele – im Durchschnitt viermal mehr.

Ähnliche Muster zeigen sich im ganzen Kanton: Es gibt Gymi-Hochburgen – und Orte, wo die Gymnasiasten rar sind. Zu letzteren gehört etwa auch ein Grossteil der Gegend um das abgelegene Tösstal. Etwas Vorsicht ist dagegen bei Grenzgemeinden wie Altikon oder Kappel am Albis geboten: Von dort gehen viele in ausserkantonale Gymnasien, die von der Zürcher Statistik nicht erfasst werden. Dennoch zeigen die Daten klar: Je nachdem, wo ein Primarschüler wohnt, sind seine Chancen auf das Bestehen der Gymiprüfung ganz andere. Was sind die Gründe für diese grossen Unterschiede?

Katharina Maag Merki, Professorin für Erziehungswissenschaft an der Universität Zürich, nennt mehrere. Da ist zunächst die Geografie: Wo das nächste Gymi weiter weg ist, wird die Hürde für den Besuch höher. Weiter ist es eine Frage der Weltanschauung: Wer die Lehre als gleichwertig oder gar besser als das Gymi sieht, schickt seine Kinder seltener an



die Aufnahmeprüfung. «Auf dem Land ist die Berufsbildung teilweise wichtiger als in der Stadt», sagt Maag. Deshalb gingen in ländlichen Gebieten tendenziell weniger ans Gymnasium als in Städten und Agglomerationen. Auch Niklaus Schatzmann, der Leiter des kantonalen Mittelschulamts, sagt: «Den Hype ums Gymi gibt es nicht überall. Gerade in ländlichen Gebieten wollen viele Eltern lieber eine gute Lehre für ihr Kind.»

Jenseits des Stadt-Land-Grabens

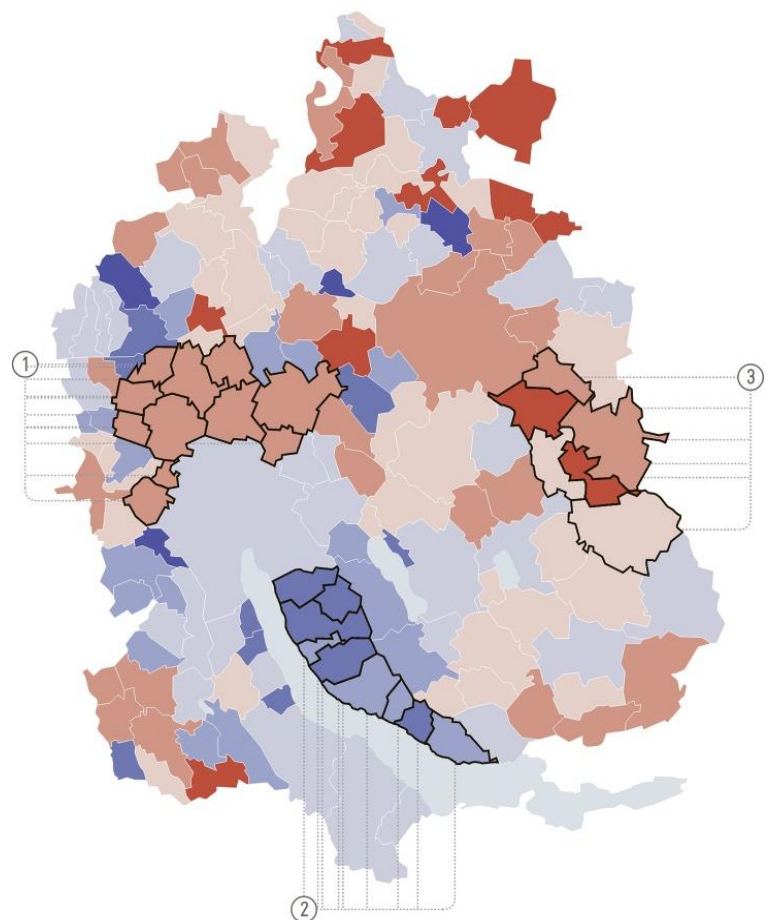
Der Stadt-Land-Graben reicht als Erklärung für die Unterschiede im Gymi-Prüfungs-Erfolg allerdings nicht aus. Das zeigt ein Blick auf die grösseren Städte im Kanton: Während aus Zürich und Uster überdurchschnittlich viele ans Gymnasium gehen, sind es in Winterthur und Bülach eher wenige.

In Zürich sind auch die Unterschiede innerhalb der Stadt riesig. Nur ein kleines Waldstück trennt dort den Zürichberg von Schwamendingen. Die städtischen Gymnasien sind von beiden Quartieren aus in vergleichbarer Zeit erreichbar. Und doch gehen dreimal weniger Schwamendinger Kinder dorthin. Mit einer Übertrittsquote von über einem Drittel ist der Schulkreis Zürichberg (zu dem auch Hottingen, das Seefeld und die Altstadt gehören) kantonaler Spitzenreiter. Ein genauerer Blick auf die Daten zeigt zudem: Je wohlhabender und teurer ein Stadtquartier, desto mehr Kinder gehen von dort ins Gymi. So besuchen auch aus den Kreisen 6 und 10 viele die Kantonsschule, während es aus dem Glatttal und aus Altstetten weniger sind.

Und was in der Stadt gilt, zeigt sich auch im Kanton. Die Erziehungswissenschaftlerin Maag sagt: «Die regionalen Unterschiede hängen stark damit zusammen, wie reich eine Gemeinde ist und wie viele Akademiker dort wohnen.» Die Daten der Bildungsdirektion bestätigen diesen Befund: Je höher die Steuerkraft einer Gemeinde pro Einwohner ist, desto mehr Kinder wechseln von dort ins Gymnasium. So ist etwa Küsnacht an der Goldküste mit seiner hohen Gymi-Quote auch die Gemeinde mit der reichsten Einwohnerschaft des Kantons. Im und um das

Kanton Zürich: Wo viele ins Gymi gehen – und wo nicht

Übertrittsquote Primarschule-Gymnasium 2020 (ohne Privatschulen), in %



- ① In der nördlichen Agglomeration von Zürich gehen wenige ans Gymi.
- ② Von der Goldküste gehen dagegen viele ans Gymnasium.
- ③ Um das abgelegene Tösstal herum ist die Gymiquote meist tief.

Kartengrundlage: © Statistik Kt. Zürich

Daten und Methodik



Die unterschiedlich grossen Gruppen kommen durch ein statistisches Verfahren zustande, welches die Werte so in Gruppen einteilt, dass die Unterschiede zwischen den Regionen möglichst gut sichtbar werden (Jenks Natural Breaks).

QUELLE: KANTON ZÜRICH

NZZ / sgi.



Tösstal sind die Gymnasiastinnen dagegen rarer und die Einwohner ärmer.

Dazu sagt Niklaus Schatzmann vom Mittelschulamt: «In reicheren Gemeinden mit vielen Akademikern ist soziales Prestige mit dem Besuch des Gymnasiums verbunden. Es gibt grosse Ängste um die Karriere des eigenen Kindes, wenn es nicht das Gymnasium besucht.» Dieser statistische Zusammenhang bedeutet allerdings nicht, dass Wohlstand der einzige Grund für das erfolgreiche Bestehen der Gymi-Prüfung ist. Die angefragten Experten betonen, dass hier eine Vielzahl von Faktoren zusammenwirken. Neben dem Wohlstand sind das etwa der bereits erwähnte Stadt-Land-Graben, aber auch der Anteil Personen, deren Muttersprache nicht Deutsch ist. Denn egal ob Aufsatz, Grammatiktest oder Textaufgaben in der Mathematik: Überall sind gute Sprachkenntnisse nötig, um die Aufgaben überhaupt zu verstehen.

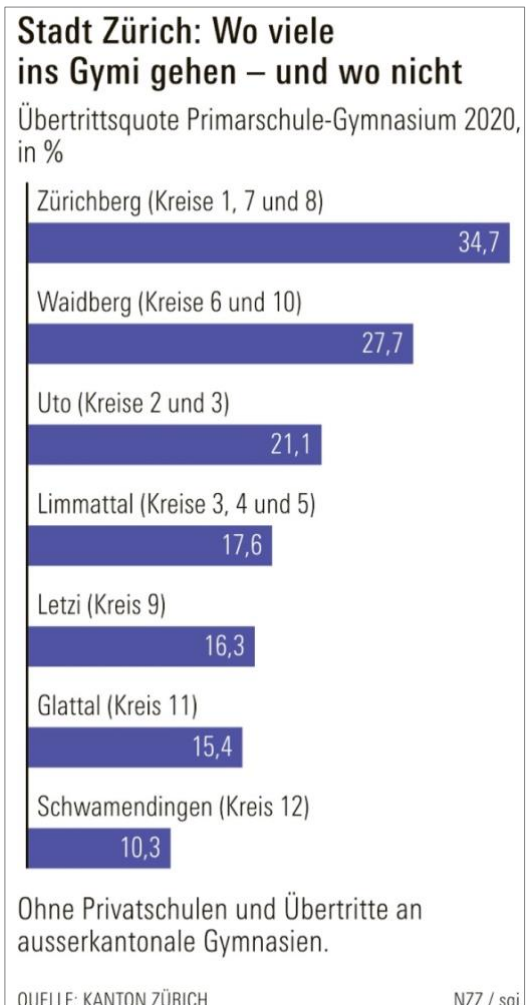
Für die grossen Unterschiede zwischen den Gymi-Hochburgen und den Gymi-Wüsten unter den Zürcher Gemeinden gibt es also nicht die eine, einfache Erklärung. Es ist aber klar, dass die unterschiedlichen Ressourcen der Eltern eine zentrale Rolle spielen. Die einen können teure Vorbereitungskurse bezahlen und ihren Kindern selbst beim Aufgabenlösen helfen. Die anderen können beides nicht. Der Amtschef Schatzmann sagt dazu: «Es gibt Jugendliche, die das Potenzial hätten und es trotzdem nicht im ersten Anlauf ans Gymnasium schaffen.»

Der Kampf um den Gymi-Platz

Auch unter den Maturandinnen und Maturanden des Realgymnasiums Rämibühl in Zürich sehen das viele so. «Ohne die Unterstützung meiner Eltern hätte ich es wohl nicht durch die Prüfung geschafft», sagt Natalie. «Im Vorfeld jedes Wochenende eine Probeprüfung machen und einen Aufsatz schreiben: Kein Kind kann allein so diszipliniert sein.»

Die zentrale Rolle der Eltern bestätigt auch die Bildungsforschung: Je früher die Kinder auf Gymnasium und Sekundarschule aufgeteilt werden, desto stärker beeinflusst die Herkunft ihren Bildungsweg. Die Erziehungswissenschaftlerin Maag ist deshalb dafür, dass später gesiebt wird, als das bis anhin der Fall ist. «Der frühe Übertritt ins Gymi schon nach der 6. Klasse – das ist Gift für die Chancengleichheit.» Der Kanton Zürich, so Maag, sei ohnehin schon streng bei der Zulassung zum Gymnasium. Die Nachfrage nach Gymi-Plätzen wächst derzeit stärker als das Angebot, weil die Bildungsdirektion das Bevölkerungswachstum – speziell durch Zugezogene aus anderen Teilen der Schweiz – unterschätzt hat. «Das verstärkt den Kampf der Eltern um die Gymi-Plätze noch und macht es für Kinder aus weniger privilegierten Familien noch schwieriger», sagt Maag.

Wie dieser Kampf aussieht, das kann man diesen Dienstag wieder beobachten, wenn Eltern ihren Nachwuchs zur Gymi-Prüfung bringen. Zum Beispiel ans Realgymnasium Rämibühl in Zürich. «Mir fällt jedes Mal auf, wie viel Druck die Eltern auf ihre Kinder ausüben, wie sie am Prüfungstag auf sie einreden, sie richtig coachen», sagt die Maturandin Caroline. Schauergeschichten von Eltern, die ihre





Kinder vor der Prüfung anschreien, machen im Klassenzimmer die Runde.

Diesen Dienstag wird eine Security-Firma den Eingang des Realgymnasiums bewachen. Sie soll umsetzen, was die Schule schon vor Jahren beschlossen hat: Am Prüfungstag dürfen keine Eltern mehr das Schulhaus betreten.

«Nicht nur die Leistung entscheidet»

NZZ, 9.3.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief

Ein Aspekt wird kaum beleuchtet (NZZ 8. 3. 22): Der neue Lehrplan legt den Fokus auf selbstorganisiertes Lernen (SOL), bei dem die Schülerinnen und Schüler, weitgehend ohne Hilfe der Lehrpersonen, Fähigkeiten und Fertigkeiten erarbeiten sollen. Der Schulalltag zeigt, dass dies eine masslose Überforderung ist. Somit müssen die Kinder ausserhalb der Schule gefördert werden, und wenn die Eltern dazu nicht in der Lage sind, keine Zeit haben oder sich keinen Nachhilfeunterricht leisten können, wird es schwierig.

Andreas Gilgen, Muri bei Bern

Die Gymiprüfung und die magische 15-Prozent-Marke

NZZ, 7.3.2022, Zürich und Region, Robin Schwarzenbach

Der Anteil der 12-Jährigen, die die Aufnahmeprüfung bestehen, ist fast immer gleich – das stimmt misstrauisch

Am Dienstag gilt es ernst: Gymiprüfung im Kanton Zürich. Erneut werden Tausende von Schülerinnen und Schülern ihr Glück versuchen. Fürs Langzeitgymnasium bedeutet das: 45 Minuten Sprachprüfung, 60 Minuten Mathematik und eine weitere Stunde für den Aufsatz, mit jeweils einer halben Stunde Pause dazwischen. Um 11 Uhr 45 ist der Spuk bereits wieder vorbei.

Oder geht es dann erst richtig los – wenn die Papierbögen der Prüflinge korrigiert und benotet werden?

Mehr sollen es nicht sein

Die Zentrale Aufnahmeprüfung (ZAP) für die Zürcher Gymnasien umweht ein Schwefelgerüchlein: jedes Jahr das gleiche Prozedere, jedes Jahr das gleiche Resultat – rund 15 Prozent aller 12-Jährigen im Kanton bestehen den Test. 2011 waren es 15,2 Prozent, ein Jahr später 15,3 Prozent. 2020 schafften es 14,8 Prozent und im Corona-Jahr 2021 ebenfalls 14,8 Prozent. Die Zahlen des Mittelschul- und Berufsbildungsamts (MBA) und des Statistischen Amtes des Kantons zeigen es deutlich: Der von den Verantwortlichen selbst erklärte Zielwert wird bis auf wenige Ausnahmen stets verdächtig genau erreicht. Wie kann das sein?

Dazu müssen wir kurz ausholen. Zürich ist streng. Mehr als diese zirka 15 Prozent sollen es nicht sein, denn schliesslich will man an der Maturandenquote von rund 20 Prozent festhalten – weil Gymnasien den Universitäten leistungsstarke Studierende liefern sollen. Diese Rechnung funktioniert so: Langzeit- plus Kurzzeitgymnasiasten eines Jahrgangs minus jene, die entweder die Probezeit nicht bestehen oder die Mittelschule später ohne Matur verlassen, sollen am Ende ungefähr 20 Prozent der gleichaltrigen Bevölkerung ergeben.



Noten sind relativ

Hinzu kommt der Sachzwang, dass viele Mittelschulen ein Platzproblem haben. Die Zürcher Bevölkerung wächst stärker, als die Statistiker einst errechnet haben. Die kantonale Schulraumstrategie von 2013, die künftige Bauvorhaben definieren sollte, ist überholt. Nun sollen Provisorien den Druck auf die Schulhäuser abfedern helfen, wie die NZZ unlängst berichtete. Somit ist klar, dass der Kanton als Veranstalter der Aufnahmeprüfung ein Interesse hat, dass nicht zu viele Schüler bestehen. Dies umso mehr, als immer mehr Kinder antreten. Über 4600 Primarschüler haben die Prüfung fürs Langzeitgymnasium probiert im vergangenen Jahr, mehr als jeder zweite hat es nicht geschafft.

Ob manche von ihnen auch an einer Quote gescheitert sind – an einem Numerus clausus gar, wie es unter Lehrern und Journalisten immer wieder heisst? Nicht die Leistung an sich bestimme über Sein oder Nichtsein an der Gymiprüfung, sondern eine fixe Quote – die ihrerseits die Notengebung definiere. So erzählt man es sich hinter vorgehaltener Hand.

Dass Noten relativ sind, wird sich nächstes Jahr zeigen. Denn dann müssen Gymikandidaten in der Endabrechnung eine Viertelnote mehr erreichen als bisher, um aufgenommen zu werden. Der Vornotenschnitt aus der Primarschule und der Schnitt der an der Prüfung erreichten Noten müssen ihrerseits im Durchschnitt mindestens eine 4,75 ergeben.

Die neue Marke ist jedoch kosmetischer Natur, da gleiche Leistungen an der Prüfung künftig höher bewertet werden sollen. Das MBA macht ein Beispiel: Mit einem Vornotenschnitt von 5,25 reichte bisher eine Prüfungsnote von 3,75, um durchzukommen (Endnote 4,5). Künftig sollen entsprechende Prüfungsleistungen eine 4,25 ergeben (Endnote 4,75). Der langjährige Vornotenschnitt beträgt 5,3. Vornoten und Prüfungsnoten werden künftig also etwas weniger auseinanderklaffen, die Notenskala der Zentralen Aufnahmeprüfung wird verschoben – doch am Ende wird alles beim Alten bleiben.

Quote vor Leistung?

Hier scheint sich das System verraten zu haben: Prüfungsnoten sind offenbar flexibel. Also muss es möglich sein, die Skala immer wieder so zu justieren, dass nicht mehr als 15 Prozent der Kandidaten durchkommen. Quote vor Leistung – man wähnt sich einem gut gehüteten Geheimnis der Zürcher Bildungspolitik auf der Spur. Schliesslich werden die Mathematik- und die Deutschprüfung zunächst korrigiert, ohne benotet zu werden. Es werden Punkte verteilt, ohne dass die beteiligten Lehrerinnen und Lehrer wissen, wie viele Punkte am Ende welche Note ergeben werden. Ja, die Korrektoren wissen zum Teil nicht einmal, wie viele Punkte jener Schüler oder diese Schülerin total erzielt haben. Auch das macht misstrauisch, zumindest auf den ersten Blick.

Zum Beispiel bei der Mathematikprüfung, deren Korrektur man sich ungefähr so vorstellen kann: Lehrer A und Lehrerin B begutachten zusammen die Aufgabe 1 aller Schüler, die im Schulhaus X soeben die Prüfung abgelegt haben. Lehrerin C und Lehrer D korrigieren die Aufgabe 2, die Lehrer E und F wiederum prüfen nach dem Vier-Augen-Prinzip, wie gut sich die Kinder bei Aufgabe 3 geschlagen haben, und so weiter.

Und dann? Werden die Noten passend gemacht, um im ganzen Kanton auf die magischen 15 Prozent zu kommen?

Korrigieren wie ein Roboter

Der ZAP-Koordinator Roland Lüthi beschwichtigt. Bei diesem ersten Schritt gehe es nicht darum, die korrigierenden Lehrpersonen im Dunkeln zu lassen, um danach in geheimer Runde an der Notenskala herumzuschrauben. Für den Rektor der Kantonsschule Zürich Unterland steht vielmehr fest: Je weniger die Korrektoren über die Schüler wissen, desto unabhängiger korrigieren sie. «Am besten wie ein Roboter», sagt Lüthi. Niemand soll sich beeinflussen lassen. Niemand soll darüber nachdenken, ob dieser oder jener halbe Punkt



entscheidend sein könnte bei der Frage, ob die betreffende Schülerin durchkommt oder nicht.

Dann setzen sich die korrigierenden Lehrer (aus der Mittelschule) mit den sogenannten Experten (Primarlehrern) zusammen und gehen den ganzen Stapel noch einmal durch, um sicherzugehen, dass die Punkte bei der Sprach- und der Mathematikprüfung nicht zu streng und auch nicht zu grosszügig verteilt wurden. (Für die Aufsätze erhalten Korrekturen und Expertinnen ein paar Tage mehr Zeit.) Auch hier sollen Noten keine Rolle spielen. Die Skala kennen die Lehrer immer noch nicht, und auch die Vornoten der Prüflinge sind ihnen nicht bekannt – das «Roboterprinzip» gilt weiterhin, wie Lüthi betont.

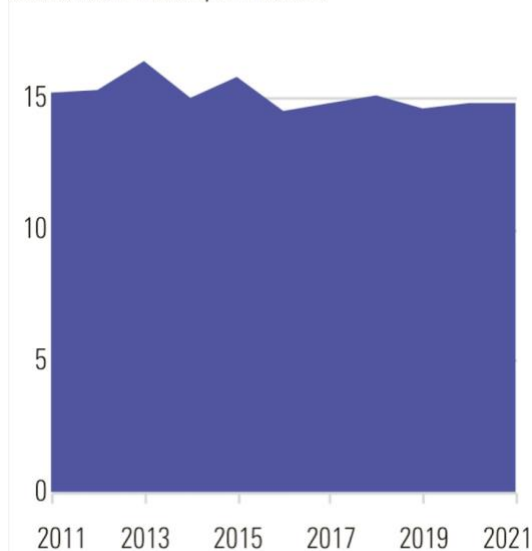
Bestätigung im Nachhinein

Danach werden die Ergebnisse aller Kandidaten ins zentrale Erfassungssystem eingegeben. Und dann erst zieht sich die Prüfungskommission zurück, um die definitive Skala festzulegen. Zum Beispiel so: 33 von 48 möglichen Punkten in der Sprachprüfung ergeben die Note 4 – aber nicht, um bei den erfolgreichen Kandidaten unbedingt auf 15 Prozent der 12-Jährigen im Kanton zu kommen, sondern weil die Verantwortlichen schon vor der Gymiprüfung eine Vorstellung hatten, welche Leistung ungefähr welche Note ergeben soll.

Niklaus Schatzmann, der Chef des Mittelschulamts, sagt: «Die 15 Prozent sind kein vorgegebenes Ziel, sondern eher eine Bestätigung im Nachhinein, dass die Gymiprüfung nicht zu schwer und auch nicht zu leicht war.» Roland Lüthi ergänzt: «Die Fachverantwortlichen der ZAP kennen ja nur die Leistungen jener Kinder, die an ihrer Schule die Prüfung abgelegt haben.»

Die 15 Prozent werden fast immer eingehalten

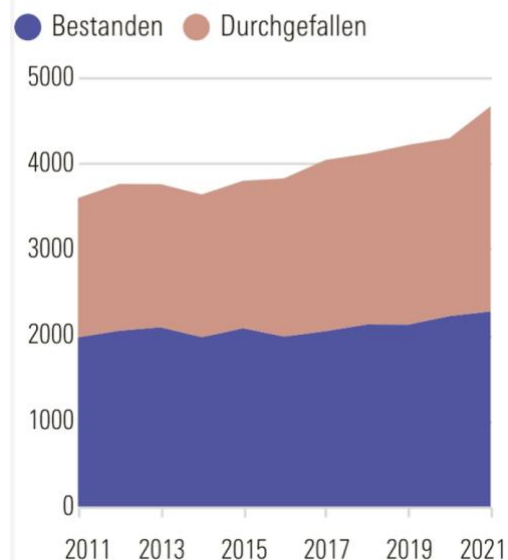
Anteil der 12-Jährigen im Kanton Zürich, die die Prüfung fürs Langzeitgymnasium bestanden haben, in Prozent



QUELLE: MITTELSCHUL- UND BERUFSBILDUNGSAMT, STATISTISCHES AMT DES KANTONS ZÜRICH, EIGENE BERECHNUNGEN

Immer mehr Schülerinnen und Schüler wollen ins Gymnasium

(Erfolgreiche) Absolventen der Aufnahmeprüfung fürs Zürcher Langzeitgymnasium



QUELLE: MITTELSCHUL- UND BERUFSBILDUNGSAMT DES KANTONS ZÜRICH

Die Notenskala von den erzielten Punkten aller Zürcher Kandidaten abhängig machen? Damit die Quote der Aufgenommenen ganz sicher eingehalten wird – und etwaige Ausreisser nach oben abgefangen werden können? Nüchtern betrachtet muss man festhalten: Es ist eine abenteuerliche Vorstellung. Auch wenn die vermeintliche «15-



Prozent-Quote» weiterhin Fragen aufwerfen dürfte. Auch wenn die Verantwortlichen hier immer wieder die Qualität der Aufnahmeprüfung ins Feld führen, die jedes Jahr die gleichen Anforderungen stelle. Was im Umkehrschluss bedeuten würde, dass Zürcher Gymikandidaten Jahrgang für Jahrgang gleich gut wären . . .

Sicher hingegen ist: Die Gymiprüfung bleibt schwierig. Ohne starke Vornoten hat man nur wenig Chancen. Das zeigt ein Blick auf den Prüfungsnotenschnitt vom vergangenen Jahr: Ob Sprache (3,4), Mathematik (3,4) oder Aufsatz (3,7) – sämtliche Werte waren ungenügend.

Gute Sek-A-Klassen wären wünschenswert

NZZ, 28.2.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief

Die beiden NZZ-Artikel «Angriff auf die Schulklasse für alle» (10. 2. 22) und «Das grosse Zittern vor der Gymiprüfung» (21. 2. 22) sowie der Leserbrief von Helmut Meyer (23. 2. 22) ergänzen sich ausgezeichnet.

Auch wenn uns das Bild im ersten Beitrag mit drei Lehrerinnen in der gleichen Klasse optimale Verhältnisse an der Schule vorgaukelt, ist das Gegenteil der Fall. Der Leserbeitrag trifft zu: Die Lehrpersonen sind gar nicht mehr in der Lage, all das, was von den «Klassen für alle» erwartet wird, zu gewährleisten.

Ebenso ist die Skepsis gegenüber den Mischklassen an der Sekundarschule berechtigt; die Vermutung stimmt, dass Letztere mit ihrem oft niedrigeren Niveau den Andrang ans Gymi enorm verstärken nach dem Motto «Rette sich, wer kann». Die Eltern verfolgen die Entwicklung genau und ziehen ihre Schlüsse, was sich dann eben im grossen Erfolg der privaten Prüfungsvorbereitungskurse zeigt.

Langsam scheinen nun erfreulicherweise doch da und dort Zweifel am System aufzukommen, wie die Berichte aus Basel-Stadt, Nidwalden und anderswo zeigen.

Zwar wird immer wieder auf Studien verwiesen, welche nicht müde werden, die Totalintegration aller Kinder als Erfolg zu bezeichnen; die Praxis spricht jedoch eine andere Sprache. Oft lobt man den sozialen Aspekt, doch die Eltern begabter Kinder hätten lieber eine bessere Förderung in den Leistungen statt Sozialarbeit und Mischklassen. Mit Recht halten viele Gemeinden deshalb an reinen Niveauabteilungen fest.

Gute Sek-A-Klassen wären die beste Waffe gegen die überbordende und oft teure externe Vorbereitung, welche sich viele Familien nicht leisten können. Dass jetzt Bewegung in die Sache kommt, stimmt zuversichtlich, besonders wenn die Vorstösse aus verschiedenen parteipolitischen Lagern stammen.

Hans-Peter Köhli, Zürich



Dem Sturm trotzen

Zeit-Fragen, 8.3.2022, von Dr. Eliane Perret, Psychologin und Heilpädagogin

Demokratie und Frieden brauchen eigenständig denkende Menschen

Als vor kurzem in der Nacht ein heftiger Sturm durch unser Land fegte, erwachte ich am Morgen vom Lärm einer Motorsäge. Es zeigte sich bald, dass die Feuerwehr einen auf dem Nachbargrundstück umgestürzten Baum zersägte, damit die Strasse wieder frei wurde. Ich war etwas erstaunt. Neben dem Baum stand eine sehr hohe Säuleneiche, deren Stamm und Äste sich jeweils im Wind so stark neigen und verbiegen, dass ich stets befürchtet hatte, der Baum werde auseinanderbrechen. Nun lag aber die Fichte am Boden.

Mittlerweile weiss ich von fachkundiger Seite, dass es an den Wurzeln der beiden Bäume gelegen hat. Die Fichte ist ein Flachwurzler und breitet ihr Wurzelgeflecht tellerförmig aus. Zudem war diese Fichte auch durch Rotfäule im Stamm geschwächt. So hatte der Wind bei ihr ein leichteres Spiel. Die Säuleneiche hingegen ist mit einer Pfahlwurzel fest im Boden verankert und sucht mit ihren Wurzeln das Wasser in der Tiefe des Bodens.

Trotz starkem Wind stehenbleiben

Mir drängte sich bei diesem morgendlichen Erlebnis der Vergleich mit uns Menschen auf. Warum bilden sich die einen eine eigene fundierte Meinung und andere ziehen im Sog der Propaganda mit? Mich haben immer Persönlichkeiten fasziniert, die in widrigen Umständen einen Weg gefunden haben, Mensch zu bleiben, einen klaren Kopf zu behalten und sich Unrecht entgegenzustellen – im Bewusstsein des damit verbundenen Risikos. Die Frage nach dem Warum stellt sich für mich heute um so drängender, als unsere Weltlage in eine bedrohliche Schiefelage gerutscht ist und uns Menschen fordert, innere Stärke zu entwickeln und einen eigenen Standpunkt einzunehmen, auch wenn uns ein starker Wind entgegenbläst. Und was können wir tun, damit sich unsere Kinder diese innere Stärke aneignen?

Gefühlsmässige Sicherheit und Freude am Erkunden entwickeln

Kehren wir zum Bild mit den beiden Bäumen zurück und den Wurzeln, mit denen sie sich im Boden verankern. Geht es am Anfang des Lebens eines Kindes nicht auch darum, dass es «Wurzeln» schlägt und beginnt, sich in der Menschheitsfamilie heimisch zu fühlen? Dazu braucht es die Nähe und den Schutz seiner Beziehungspersonen. In der Entwicklungspsychologie spricht man von Bindungssicherheit, die ein Kind zu Beginn seines Lebens aufbauen muss. Nebst dem Bedürfnis nach Nähe und Schutz, das durch die Bindung gewährleistet sein soll, ist auch dasjenige nach Interaktion (Erkundung, Exploration) eine angeborene Disposition des Menschen. Diese Bedürfnisse regulieren sich gegenseitig. Im ersten zwischenmenschlichen Kontext beginnt das Kind, Urvertrauen und einen stabilen Persönlichkeitskern aufzubauen. Ein entscheidender Schritt zu innerer Stärke!

Neugier – ein Grundstein selbständigen Denkens

Kinder dabei zu beobachten, wie sie ihre Umwelt entdecken, ist faszinierend: Mit grosser Beharrlichkeit versucht Annina Bauklötze aufeinander zu stapeln, bis ein hoher Turm entsteht – der wieder einstürzt und einen Neuanfang fordert. Entdeckt Annina schliesslich, dass ein grosser Klotz zuunterst die Standfestigkeit des Turms erhöht, hat sie ein erstes physikalisches Gesetz entdeckt, das sie künftig nutzen kann. So gibt es tausend Fragen, die Kinder gerne beantwortet haben möchten – ein natürliches Lernfeld, genährt durch Neugier und das Bedürfnis nach Echo und Anerkennung durch die Beziehungspersonen. Die Eltern haben bei ihren Kindern viel in der Hand, deren Bedürfnis zu unterstützen, etwas erfahren, genau wissen und lernen zu wollen. Der etwas ältere Marco will wissen, wie man ein Haus zeichnet, damit es «wie echt» aussieht, und lernt so die Parallelperspektive kennen. Oder Celine, die mit eindrücklicher Zuverlässigkeit ihren Eltern jeden Tag



die Gratiszeitung nach Hause bringt, die sie bei der Bushaltestelle aus dem Kasten nehmen kann. Vielleicht wird sie am Familientisch einmal wissen wollen, warum diese Zeitung eigentlich – heute, wo alles etwas kostet – gratis zu haben ist.

Ein Gefühl für Recht und Unrecht entwickeln

All diese Eindrücke und Erfahrungen verarbeitet ein Kind in seiner individuellen Art und entwickelt dabei ein Bild von sich und der Welt. Daraus bildet es eine Vorstellung, wie es unter den Mitmenschen Sicherheit und Geltung gewinnt. Dieser Entwicklung gilt es Sorge zu tragen, womit den Eltern und anderen wichtigen Beziehungspersonen eine anspruchsvolle Aufgabe zukommt. Bereits kleine Kinder richten sich in ihrer Stimmung und ihrem Verhalten nach dem Modell ihrer Eltern aus und verinnerlichen deren Normen und Werte. Dazu gehören beispielsweise Gerechtigkeitssinn und Friedfertigkeit, Besonnenheit und Mut, Redlichkeit, Achtung vor dem anderen, Hilfsbereitschaft und Nächstenliebe. So bildet das Kind ein Gewissen aus, ein Gefühl für Recht und Unrecht. Damit verfügt es über einen inneren Massstab, mit dem es die Auswirkungen seines Handelns für sich und die anderen Menschen überblicken lernt und seine Entscheidungen sorgsam abwägen kann.

Verwöhnung oder Strenge?

Ein gelungener Erziehungsprozess gibt dem Kind eine Lebensorientierung, die sich am Gemeinwohl orientiert, was keinesfalls im Gegensatz zum Wohlergehen des einzelnen Menschen steht. «Aber wie soll dieser Erziehungsprozess aussehen? Ist eher Nachgiebigkeit oder mehr Anleitung angesagt? Verwöhnung oder Strenge? Und was befähigt mein Kind, später eigenständig zu denken und zu handeln?» Diese Fragen stellen sich heute viele Eltern. Manche sind verunsichert, es fehlen ihnen die Leitplanken, an die sie sich im Umgang mit ihren Kindern halten könnten. Sicherlich möchte niemand zurück zu einer autoritären Erziehung. Es war richtig, von der damit verbundenen Härte Abstand zu nehmen. Falsch war es jedoch, gleichzeitig die damit verbundenen Werte über Bord zu werfen und beispielsweise Respekt als Unterwürfigkeit und Ehrlichkeit als Anpassertum abzuwerten.

Heute treffen wir viele Kinder an, die drohen, verlorenzugehen, weil die Eltern ihnen keine Reibungsfläche mehr geben möchten und ihren Wünschen unbedacht nachgeben oder gar vorgreifen. Diese verwöhnende Haltung von Erziehenden ist nichts Neues, doch zeigt sie heute ein etwas anderes Gesicht. Waren verwöhnte Kinder früher eher passiv und warteten ab, was ihnen «Gutes geschehen möge» (und schmollten, falls es nicht eintraf), sind heutige verwöhnte Kinder oft hochaktiv. Sie argumentieren eloquent und unverfroren fordernd und versuchen mit unterschiedlichen Mitteln, ihren Willen durchzusetzen. Eltern verbinden das fälschlicherweise immer wieder mit einer starken Persönlichkeit des Kindes und bewundern es, weil es scheinbar weiss, was es will. Jene innere Stärke, die sich die Eltern für ihr Kind so sehr wünschen, kann auf diese Weise nicht entstehen. Im Gegenteil, wir haben dann Kinder vor uns, die sich ihren Lebensaufgaben nicht gewachsen fühlen, ihre Unsicherheit mit einem überhitzten Geltungsdrang überspielen und sich dadurch leicht manipulieren lassen. Einen eigenen Standpunkt einzunehmen und auch gegen Widerstand dabei zu bleiben, ist für diese Kinder kaum möglich.

Erwachsen werden – eine Herausforderung

Eine solche Entwicklung kann gerade in der Pubertät sehr heikel sein. Der Prozess des Erwachsen-Werdens fordert die Jugendlichen. Oft beschäftigt sie ein Gefühl der Unsicherheit, Ziellosigkeit und Entmutigung – angesichts der heutigen Weltlage nicht erstaunlich. Sie möchten dazugehören, Geltung haben. Das ist etwas Natürliches – aber wie? Je nach Umfeld kann dieses Bedürfnis missbraucht und Jugendliche können (gezielt) in eine Position gebracht werden, von der sie sich geehrt fühlen. Das hat nichts mit Eigenständigkeit und Selbstbewusstsein zu tun. Einen eigenen Standpunkt einzunehmen bedeutet



nicht, sich aus einer persönlichen Gefühlslage heraus schnell in Widerspruch zu setzen (zum Beispiel in Abgrenzung zu einem Geschwister oder als provokative Gesprächsaufforderung gegenüber dem Vater).

Auch die Schule ist gefordert

Nebst dem Elternhaus und dem näheren Umfeld eines Kindes ist auch die Schule gefordert, ihren Beitrag zu leisten, damit es ein eigenständig denkender Mitmensch werden kann. Es wäre an der Zeit, dass sich unsere vom Volk beauftragten Bildungsverantwortlichen wieder darauf besinnen, welche Aufgabe der Schule zukommt, dass sie wissenschaftliche Forschungsergebnisse und Kritik ernst nehmen und längst gescheiterte Reformprojekte korrigieren. Dann kann die Schule ihren Auftrag wieder wahrnehmen und die Kinder und Jugendlichen zu selbständig denkenden mündigen Staatsbürgern heranbilden. Die Schulklasse muss ein wichtiges Modell des Zusammenlebens sein, wo ein Kind erleben kann, wie man sich in gemeinsamer Arbeit und mit der nötigen Sorgfalt Wissen aneignet und gegensätzliche Standpunkte im Dialog und gegenseitigem Respekt diskutiert, sich in das Anliegen des Gegenübers einfühlend. Es muss dort auch erleben können, dass sich nicht die Macht des Stärkeren durchsetzen kann. Diesen Ansprüchen an sozialer Durchbildung muss ein modernes Bildungssystem genügen und mit entsprechenden Unterrichtsformen und Bildungsinhalten einhergehen. Dann werden Begriffe wie Demokratie und Menschenrechte bei den Kindern und Jugendlichen keine hohlen Phrasen bleiben, mit denen man später gegebenenfalls Diskussionen ins Leere laufen lassen und das Gegenüber als Unmensch hinstellen kann. Gerade heute ist unsere heranwachsende Generation darauf angewiesen, dass sie erkennt, wie versteckte Bedürfnisse vom Zeitgeist aufgegriffen, Emotionen hochgekocht und Meinungen durch Propaganda und Desinformation gesteuert werden. Jugendliche denken sich gerne in solche Themen ein und werden auf diese Weise fähig, selbständig zu denken und sich eine eigene, sorgfältig begründete Meinung zu bilden.

Stellen wir uns vor ...

Heute prasseln viele Meldungen von allen Seiten auf uns herein, die uns das Weltgeschehen erklären wollen. Wie kann nun ein junger Mensch wissen, wie er das beurteilen soll? Oft wird bei Propagandatechniken auf der Ebene des Mitgefühls agiert, um Unwahrheiten zu verbreiten und die Menschen mit sprachmanipulativen Techniken täuschen zu können. Deshalb braucht es neben einer fundierten Bildung eben jenes eigenständige Denken, das es erlaubt, solche Vorgänge zu durchschauen und einen klaren Blick zu bewahren, verwurzelt im Gefühl, dass es auf mich ankommt. Und stellen wir uns vor: In der Familie und mit den Freunden wird wieder vermehrt engagiert darüber diskutiert, warum bestimmte Meinungen verdreht wiedergegeben und deren Exponenten diffamiert oder gar psychiatrisiert werden. Man beobachtet und durchschaut diese stock-autoritären Vorgänge und benennt sie als solche. In einer solchen Stimmung und mit entsprechender Bildung wird die heranwachsende Generation genau wissen wollen, wie die Vorgeschichte eines Krieges war, was das Humanitäre Völkerrecht ist und warum und von wem die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte verfasst wurde. Sie stellt auch die Frage, warum die Schweiz in den letzten Jahren so massiv unter Druck gesetzt wurde und weshalb sie unbedingt neutral bleiben muss. Solche jungen Menschen werden die Medienmeldungen vergleichen und stützen, wenn überall – sprachlich etwas variiert – immer wieder das Gleiche steht, und sie werden sich sorgfältig informieren, wie die Realität ist. Ihre Verankerung in einem Netz zwischenmenschlicher Beziehungen schützt sie vor Irrwegen. Damit schaffen sie sich die Grundlage für eine eigene Meinung, die sie mit innerer Sicherheit vertreten können. Stellen wir uns das vor! •